Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 10

Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ihn an. Darob wurde der Uebernächtige ein wenig munter, blieb voller Stolz bei ihr stehen und gab Bericht. Die Krämerin rühmte das Kindlein auf Vorschuß gar sehr, und der Gemeindeschreiber leckte solchen Honigseim vorweg auf. Dabei fiel sein Blick auf eine Staatspuppe in Bernertracht, die mit halbgeschlossenen Augen im Schaufenster duselte. Und da er einerseits das unbezwingbare Bedürfnis hatte, endlich doch noch irgendwie handelnd in die Ereignisse einzugreifen — nachdem er seit gestern abend immer und überall war auf die Seite gestellt worden — und ihm anderseits einfiel, daß wohl an Windeln, Kleidchen und alles mögliche Notwendige gedacht worden war, aber nicht an Spielzeug für das Erwartete, wollte er nun der aufsässigen Tante Rosine — ihr ganz besonders — handgreiflich zeigen, daß ihm denn doch auch noch etwas in den Sinn komme, und zwar gleich etwas Ausbündiges. Denn die Puppe war beinahe so groß wie das Kindlein selber.

Nun hielt es die Krämerin nicht für ihre Aufgabe, den studierten Herrn Lehrer und Gemeindeschreiber darüber aufzuklären, in welchem Alter sonst nach Brauch und Vernunft Mädchen mit solchen Staatsditti beschenkt werden; mochten das dann seine Frau und die Tante Rosine besorgen. Denn wenn sie ihm die duselnde Babe nicht verkaufte, so lief er ganz sicher anderswohin und kaufte etwas noch weit Dümmeres; die welterfahrene Krämerin kannte die eigentümliche Geistesverfassung von Brautjünglingen sowohl wie von neugebackenen Vätern.

Mit dem Mordsditti unter dem Arm erreichte Heinrich Frei endlich seine Kanzlei. Er legte die Schachtel einstweilen neben sich auf den Schreibtisch und tat vor allem seine Amtspflicht, wie er es nie anders hielt. Dann aber lehnte er sich in wohliger Lässigkeit in den Stuhl zurück und blickte in der Stube umher, wundernd, als sei er wochenlang nicht mehr dagewesen; mit so durchaus neuen Gefühlen stand er den altvertrauten Dingen gegenüber. Unwillkürlich flogen dabei seine Gedanken zurück zu der Ursache solchen Wandels, spannen sich weiter zu leuchtenden Zukunftsbildern und frohen Hoffnungen und eilten davon mit Siebenmeilenstiefeln in immer fernere, immer schönere Zeiten. Bei alledem hülfte er schließlich, um wenigstens einen der bevorstehenden seligen Augenblicke vorzukosten, das Bäbi aus Schachtel und Papier und bewunderte es von allen Seiten, kippte es, damit es ihn mit den beweglichen Augendeckeln anblinzle, kippte es unzähligemal, wie kein Lebendes es ohne Uebelkeit ausgehalten hätte. Darauf faßte er es an den Füßen, um an der Kleiderpracht nichts zu verderben und probierte schließlich, eines verschollenen Gummischäfchens eingedenk, ob es auch schreien könne, wenn man ihm auf den Bauch drücke. Aber das Ditti schrie nicht auf über solche Ungehörigkeit, sondern fiel gleich regelrecht hintenüber in Ohnmacht und schloß die Augen.

Letzteres tat, ohne es inne zu werden, gleichzeitig auch der übernächtige Gemeindeschreiber. Das Bäbi wollte sich, wieder ein wenig zu sich gekommen, diesen Umstand zunutze machen und dem Grobian entfliehen. Aber der hielt es auch im Schlaf fest an einem Fuß, sodaß das geplagte Wesen wehrlos vom Schreibtisch herunterhing, die hilfeflehend ausgestreckten Arme und den Kopf dem Boden zu.

Diese seine Marter hätte vielleicht gedauert bis zum Mittagläuten, wäre nicht ein edler Retter erschienen in der Person des Gemeindepräsidenten. Der blieb zwar zuerst höchlich verdutzt an der Türe stehen und betrachtete mit großen Augen das schweigsame Elend. „Donnerli, donnerli!" brummte er aber doch schließlich und machte die paar Schritte zum Schreibtisch, um den fest schlafenden Henker auf die Schulter zu tippen. „Bäbelist, Heiri?"

Heinrich Frei schaute erst höchst verstöbert um sich; dann erst hißte er in wachsender Verlegenheit das Ditti empor und bettete es aufs Pult. Dabei wurde er vollends munter und erzählte zu seiner Entschuldigung, wie er die ganze Nacht kein Auge zugetan, wie Tante Rosine ihn aus dem Hause vertrieben und wie und aus wessen Gründen er zu dem Ditti gekommen sei. Der Präses putzte eindringlich die Nase, konnte aber die neckische Freude auf seinem ganzen Gesicht nicht völlig damit verdecken. „Hmm! Und welches Fremdwort hast du nun hiefür zur Hand? Besinn' dich, wie du gestern Abend aufprotztest über die Kinder des alten Schlüechters und wie dir solches nie passieren solle? Und jetzt ist dein erstes bloß ein paar Stunden alt und hat dich nicht nur nach einer schlaflosen Nacht vor die Türe gesetzt, sondern dich noch vor der Obrigkeit — die bin also ich — blamiert! Siehst wohl endlich, was es mit den gelehrten großen Worten auf sich hat im Leben?" Und der Präses lachte herzlich und gutmütig, sodaß er auch den sonst etwas formgerechten Gemeindekanzler damit ansteckte.

Als seine Arbeit in der Amtsstube erledigt war und der Präses sich mit guten Wünschen verabschiedet hatte, wanderte Heinrich Frei mit seinem Dittibehälter im Arm heimzu und war trotz Austreibung und Schlappe der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Tante Rosine beäugelte die mächtige Schachtel und ahnte wohl allerlei, sagte aber einstweilen nichts. Doch als er es nicht mehr aushielt mit dem Geheimnis in seiner geschwellten Brust und in der viereckigen Drucke, mit geheimnisvollen und listigen Redensarten an dem Bündel herumniffelte, bis es endlich offen war, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen. „Jetzt ist mir wahrhaftig nicht mehr zu helfen! Nein!"

Heinrich lachte vor Stolz und Wonne. „Ach du meine Güte!" setzte da Tante Rosine neuerdingsan, „Heiri, Heiri, du bist und bleibst ein Löli!"

Aus der politischen Woche.

Die Krise des englischen Imperiums.

Die Emanzipation Chinas vom politischen und kapitalistischen Einflusse des Auslandes ist in voller Entwicklung. Sie richtet sich in allererster Linie gegen England als der mächtigste Faktor im chinesischen Nationalleben oder deutlicher ausgedrückt: als der spitzigste und längste Dorn im roten Fleische Chinas. Die 400 Millionen Chinesen waren in jüngster Zeit das bevorzugteste Objekt britischer Ausbeutung. Um einen Begriff zu bekommen von den Riesenwerten, die aus den chinesischen „Kolonien" nach London flossen, muß man sich die Millionen chinesischer Arbeiter und Arbeiterinnen vergegenwärtigen, die in den Großstädten Chinas in 12-stündiger schlechtbezahlter Arbeit die Verzinsungen und Gewinne der englischen Kapitalanlagen herauszuschlagen haben. Man muß ferner an den Gegensatz zwischen den schmutzigen und stinkenden Arbeitervierteln der Millionenstädte wie Kanton, Schanghai, Hangtschau, Hangkau, Tientsin und Peking und den Fremdenniederlassungen voller Luxus und Lichterglanz in diesen Städten denken, um den Haß der Kulis gegen die Fremden zu begreifen. Dann muß man sich an die unseligen, dem friedlichen China von der britischen Gewinnsucht aufgezwungenen beiden Opiumkriegen von 1838 und 1842 erinnern, um die Erklärung zu haben für die Tatsache, daß der chinesische Haß sich heute ganz besonders gegen die Engländer richtet. Damals wurden den Chinesen die sogenannten „Konzessionen", die das chinesische Volk der Willkür und Herrschsucht fremder Völker auslieferte, aufgezwungen: mit europäischen, vornehmlich britischen Schiffskanonen.

Heute besitzen die Chinesen selber Kanonen. Was aber noch wichtiger ist: sie besitzen eine Klasse europäisch gebildeter, nationalistisch gesinnter, zum Freiheitskampf bis zum letzten Atemzuge entschlossener junger Menschen. Diese durchsetzen, wie die Hefe im Brotteig, die chinesischen Volksmassen mit dem Geist des Aufruhres und des Widerstandes gegen die Fremden. Der Kampf mit Kriegswaffen dieser Mentalität gegenüber ist ebenso aussichtslos wie die Operation eines Krebsgeschwürs. Die Krankheit frißt umso schneller weiter, aber dem Tod geweiht ist in diesem Falle nicht der chinesische Nationalismus, sondern sind die Sonderrechte der fremden Nationen.

Vor Schanghai liegen zur Stunde 62 fremde Kriegsschiffe vor Anker; 30,000 Soldaten aller konzessionierter Nationen — mit Ausnahme der Vereinigten Staaten — sind ans Land gebracht und stehen innerhalb der die Konzession beschützenden Drahtverhaue zur Verteidigung bereit. Man darf sich die Folgen eines ernsthaften Angriffes auf die von einer halben Million bewohnten Fremdenstadt nicht ausdenken. England und mit ihm Frankreich und Italien scheinen aber entschlossen zu sein, Leben und Eigentum ihrer Staatsangehörigen in Schanghai mit den Waffen schützen zu wollen. Es bereitet sich so etwas wie ein Defensivkrieg der Konzessionsmächte — Japans Rolle ist noch fraglich, Amerika hat einstweilen seine Neutralität erklärt — gegen China vor. Schon spricht man von einem Oberkommando über die gesamte Schanghaiarmee, das dem englischen General Duncan zugedacht ist.

Auch wenn diesmal noch England und die mit ihm verbündeten Mächte siegreich aus dem Kampfe gegen China hervorgingen, wäre dieser Krieg im Anfang und nicht das Ende — nämlich des Befreiungskampfes nicht bloß der Chinesen, sondern aller Asiaten gegen die fremden Imperialismen, vorab gegen den englischen.

Die Briten sehen im Feuerschein von Schanghai so etwas wie eine Götterdämmerung ihrer Weltmachtstellung vor sich. Ihre Regierung sucht nach einem moralischen Schilde für das Hagelwetter, das kommen wird. Die Weltmeinung soll von den wirklichen Gründen abgelenkt werden, die die Katastrophe herbeiführte, nämlich von den eigenen jahrhundertlangen Versündigungen an den Menschenrechten des chinesischen Volkes, begonnen damals mit dem schwungvollen, durch die Regierung geschützten Schmuggel mit dem Volksgift, gegen das sich China mit Verzweiflungskräften wehrte und das ihm das christliche England aufzwang. Nun sollen die russischen Bolschewiki die Schuld an den Vorgängen in China tragen. Sie sollen das chinesische Volk gegen England aufgehetzt haben.

Chamberlains Note nach Moskau macht die Welt auf die sowietrussische Propaganda aufmerksam. Sie droht Rußland mit dem Abbruch der wirtschaftlichen und politischen Beziehungen, wenn es die Propaganda gegen England nicht sofort einstelle. Die Antwort aus Moskau klingt eher wie schadenfroher Hohn als wie Reue. Chamberlain will darauf nicht mehr antworten. Rußland spürt Englands Verlegenheit und denkt nicht daran, seine Propaganda einzustellen, soweit diese jetzt noch nötig ist. In Moskau demonstrieren die Kommunisten für den Krieg gegen England. Das Echo aus Angora lautet ermutigend: die Türkei werde mithelfen.

Zählten wir erst 1914, so würde der Krieg jetzt zweifellos über die Völker hereinbrechen. Zündstoff liegt wahrlich genug in der Welt. Doch heute dämpft hüben und drüben das Weltkriegerlebnis die Begeisterung. Mit dem „frischfröhlichen Krieg" ist es für ein- und allemal vorbei. Aber die Völker starren in Waffen; in Sowietrußland arbeiten Giftgasfabriken unter deutscher Leitung.

England schätzt die russische Gefahr nicht gering ein. Das beweist sein plötzliches Werben um Polen. Man vernimmt, daß England eine Verständigung zwischen Polen und Litauen vermittelt habe. Wilna soll an Litauen zurückgegeben werden, doch bleibt das polnische Besatzungsrecht — für alle Fälle. Die Versöhnlichkeit beider Regierungen wird wohl mit englischen Krediten belohnt werden. So kann man sich die neuesten polnischen Projekte für 300 Kilometer strategischer Eisenbahnen an der russischen Grenze erklären. Es können aber auch nur „Meldungen" zum Zwecke des Bluffs sein.

Deutschland zeigt sich über diese englisch-polnische Entente unangenehm überrascht. Sie macht den „Polnischen Korridor" auf Jahre hinaus zur Notwendigkeit der westeuropäischen Politik und stabilisiert die heutige Ostgrenze Deutschlands. Eine deutsche Hoffnung bricht wieder einmal zusammen. Wie wird das deutsche Volk dies ertragen?

Frankreichs Geschicke sind mit denen Englands eng verbunden. Das zeigt sich nicht nur im Zusammenarbeiten mit dem Verbündeten vor Schanghai. Briands Erklärungen über seine Politik gegenüber Deutschland im „Petit Parisien" lassen keine Zweifel darüber, daß Frankreich an seiner Ostpolitik festhalten wird. Locarno — schreibt er — hindert Frankreich nicht, durch das Rheinland hindurch zu marschieren, um den polnischen und tschechischen Alliierten Hilfe zu bringen. Daraus ermißt man die Schwierigkeit, den deutsch-französischen Antogonismus zu beseitigen und in aufrichtige Freundschaft zu verwandeln. Immer schieben sich neue retardierende Ereignisse dazwischen wie erst der deutsch-polnische und nun der englisch-russische Konflikt. Es hält nicht schwer, diese Hemmungen in der Entwicklung zum Frieden auf den Imperialismus Englands, auf die Imperialismen überhaupt zurückzuführen. Solange Ausbeutung und Unterdrückung schwacher Völker durch Großmächte besteht, kann in heutiger Zeit — in der Zeit des die Menschheit verbindenden, durchleuchtenden und aufklärenden Radios! — die Gleichgewichtslage unmöglich hergestellt werden. Druck wird heute von den Völkern nicht mehr ertragen ohne Reaktion, ohne Empörung. Das werden die klugen Engländer hoffentlich einsehen und ihr Imperio zurück- und umbilden, um der Menschheit die Greueln einer neuen Weltkatastrophe zu ersparen.

Nicaragua und die Vereinigten Staaten.

Während das britische Weltmachtgebäude in allen Fugen kracht, baut die Union in aller Stille an seinem Imperium weiter. Eben wird ein Vertragsentwurf bekannt, der, wenn er Wirklichkeit wird, die Republik Nicaragua zum Schutzgebiet Nordamerikas macht, wobei das Müssen deutlich das Wollen übertönt. Die Landesverteidigung ist ganz in nordamerikanische Hände gelegt; Nicaragua liefert seine Bahnen und seine ganze Wirtschaft dem amerikanischen Kapital aus. Präsident Diaz läßt sein Regime durch die Vereinigten Staaten schützen; mit andern Worten: er sinkt zum Regierungsbeamten der Union herab.

Der amerikanische Vorstoß in Mittelamerika zielt auf die Festigung der Machtstellung am Panamakanal hin. Und dann soll das rebellische Mexiko, das gewagt hat, die amerikanischen Petrolkönige zu beleidigen, in die Zange genommen werden. Ein scharfer realistisch-egoistischer Wind treibt das politische Schiff der Vereinigten Staaten. Von Wilsons idealistischem Geiste, der der Welt den Frieden bringen sollte, ist nichts mehr zu spüren. Und es ist wenig Hoffnung, daß die Präsidentenneuwahl vom nächsten Jahr einen Umschwung zum Bessern bringen werde.

Kriegsrüstungen in Arabien.

Man darf auch die fascistischen Hoffnungen für das Impero italiano nicht vergessen. Nach den neuesten Meldungen steht der Krieg des Königs Jahja von Jemen, der südlichsten Provinz Arabiens, am Roten Meere, gegen Ibn Saud, den König des Hedschas und Mittelarabiens bis zum Persischen Golf, unmittelbar bevor. Die Rüstungen seien vollständig. Die Lieferanten von Kriegsmaterial und Instruktionsoffizieren sind für Jemen die Italiener, die für das Hedschas die Engländer. Jene liefern von Massaua, diese von den Farsan-Inseln aus. Beide europäische Nationen benutzen die Rivalität der arabischen Stammesführer, die sich um die Herrschaft des Küstengebietes Asir und um den Hafen Hodeida streiten, zu einem imperialistischen Geschäft. Italien möchte den Handel Südarabiens an sich reißen und dieses Kaffeegebiet kolonisieren, England hat die Freundschaft des Wahabitenkönigs nötig für seine Machtpolitik in Vorderasien. Es ist, wie man sieht, reichlich dafür gesorgt, daß die Rüstungsindustrie aller Orten nicht Mangel leidet, daß die Pazifisten nicht das Heft in die Hand kriegen und das Leben auf der runden Welt nicht langweilig wird.

-ch-